

Hans Erich Nossack

Nekyia

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 72 der Bibliothek Suhrkamp

Bei Nossack wird der Aufenthalt des Überlebenden in der Stadt mit ihren von Lebenserinnerungen erfüllten Toten zu einem Opfergang, wie es der Titel »Nekyia« (Totenopfer) andeutet. die als Traum erlebte Wirklichkeit wird zur mythisch-überhöhten Vision, die Fragen des »Gewesenen« als Schuld durch des Orest-Motiv zu deuten versucht: der alte Mythos wird zum modernen Gleichnis

*Hermann Kasack*

Hans Erich Nossack

# Nekyia

Bericht eines Überlebenden

Suhrkamp Verlag

Erste, einmalige Veröffentlichung 1947

1. Auflage 2016

Suhrkamp Verlag Berlin

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1947

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Satz: Poeschel & Schulz-Schomburgk, Eschwege

Umschlag: Willy Fleckhaus

ISBN 978-3-518-24049-6

## Nekyia · Bericht eines Überlebenden



*Post amorem omne animal triste.*

Es regnete schon wieder. Oder noch immer. Ich hatte keine Macht darüber.

Da stand ich auf und ging zurück. Ich sagte zu den Leuten: »Ich werde einen Weg suchen.« Nicht daß sie mich dazu aufgefordert hätten. Sie lagen wie Lehmklumpen umher, einige wälzten sich seufzend auf die andere Seite. Ich sagte es nur, weil es mir im Augenblick das Richtige für sie zu sein schien. Dabei war es eine Lüge; denn ich wußte, daß der Weg auf keinen Fall dort liegen konnte, wohin ich ging. Nach einigen Schritten zögerte ich deshalb auch; vielleicht hätte ich besser noch hinzufügen sollen: »Wenn ich nicht wiederkomme, brecht so schnell wie möglich in die entgegengesetzte Richtung auf.« Auch hätte ich ihnen irgend etwas von mir zurücklassen können, woran zu erkennen gewesen wäre, daß man auf mich nicht mehr zu rechnen brauchte. Aber ich war schon hinter dem Regenvorhang verschwunden. Übrigens hätten die Worte auch keinen Sinn gehabt. Die Leute ahntengar nicht, daß ich zurückging. Sie hatten jedes Gefühl für Richtung verloren.

Ich ging also in die Stadt zurück. Es war eine große Stadt.

Und ich bin wiedergekommen. Ja, ich stehe wieder unter den gleichen Leuten. Es ist möglich, daß sie meine Abwesenheit gar nicht bemerkt haben; denn sie liegen immer noch da und scheinen zu schlafen. Ich habe sie mir angesehen, ob einer darunter ist, dem ich alles sagen könnte. Aber ich habe keinen gefunden. Ich spreche also nicht zu ihnen.

Ich spreche auch nicht mit mir, wie ich das früher zu tun pflegte. Nächstelang ging ich auf und ab und sprach mit mir. Damals hatte ich einen Namen, mit dem ich nicht einig war. Doch nun ist das anders.

Es ist kaum anzunehmen, daß je wieder Bücher gedruckt werden, wie wir es gewohnt waren. Auch werden kaum Leser da sein, die sich dafür interessieren. Aber durch all diese Geschehnisse, von denen ich sprechen will, begleitete mich immer ein ganz unvernünftiger Vers, den ich irgendwo einmal gehört haben muß:

Wozu ward eine Stimme uns verliehn,  
wenn wir nicht auch am Abgrund singen? Wann  
ging eine Stimme je verloren dann?

Die letzte Zeile habe ich vergessen. Ich habe versucht, sie mit Hilfe des Reimes wiederherzustellen; denn sie könnte mich vielleicht darüber aufklären, was dieser Vers mit mir zu tun hat und wieso er mir eine Art Hilfe war. Ich möchte jetzt nämlich beinahe annehmen, daß ich ohne diesen Vers zugrunde gegangen wäre. Er hat mich gleichsam immun gegen die Geschehnisse gemacht, so daß ich niemals völlig an ihnen teilnahm und sie

keinen Angriffspunkt fanden. Ja, er muß wie eine Art Tarnkappe gewirkt haben. Wie dem aber auch sei, die letzte Zeile läßt sich nicht wiederfinden.

Ich spreche zu einem Wesen, von dem ich glaube, daß es einmal da sein wird. Ich habe die Gewißheit, daß dies nicht nur ein kranker Wunsch ist, meiner Einsamkeit unter den hilflosen Schläfern zu entfliehen. Manchmal steht die Gestalt dieses Wesens schon ganz deutlich vor mir, und ich nenne es: Du. Ja, ich will es mit Du anreden, dann wird es am sichtbarsten. Doch gleich kommen die Zweifel, ob es sich nicht nur um ein Bild handelt, das aus der Erinnerung auftaucht, aus dem, was hinter mir liegt und was als endgültig verloren angesehen werden muß. Ein Bild, das noch ein wenig länger sein Leben fristen will und daher versucht, mich an sich zu ziehen. Insofern sind wir nämlich von Gefahren umgeben.

Ist es also ein Freund oder eine Frau? Wenn es ein Freund ist, dann wird es so sein, daß man ihn abends bei Dunkelwerden besucht. Er hat das Licht noch nicht angezündet. Er hat in der Dämmerung seines Zimmers über irgend etwas nachgedacht. Ach, du bist es, sagt er, und man hat gleich das Gefühl, ungelegen zu kommen. Und obwohl man eigentlich wieder umkehren müßte, bleibt man doch da und setzt sich zu ihm. Es werden einige gleichgültige Worte gewechselt, über das Wetter, über Tagesereignisse oder was sonst. Man muß sich Mühe geben, etwas Neues zu finden, um das Gespräch in Gang zu halten. Warum zündet er kein Licht an? Dann wäre alles viel einfacher. Aber es scheint, als wolle er durchaus für sich bleiben. Schließlich gibt man

es auf und sitzt nur noch beieinander. Inzwischen ist es ganz dunkel geworden. Man sieht den Freund nicht mehr, aber seine Gegenwart wird gerade dadurch immer fühlbarer, ja, und allmählich so quälend, daß man kaum mehr zu atmen wagt, und für einen zweiten zu wenig Platz im Zimmer zu sein scheint. Es bleibt einem daher nichts übrig, als mit dem andren völlig eins zu werden. Dieser andere sitzt mit dem Gesicht zum Fenster. Die Gardinen sind nicht vorgezogen. Er blickt auf den Orion, der am Himmel steht. Es muß also Winter sein. Er blickt genau dorthin, wo sich der große Nebel befindet. Und er sieht diesen Nebel nicht als kleinen Fleck, sondern als überwältigende Wolkenlandschaft. Diese Wolken von kosmischem Staub, Sternhaufen und Sonnensystemen scheinen unveränderlich still zu stehen. Dabei bewegen sie sich rascher, als wir uns vorstellen können. Hier und da sind dichtere Punkte und Zusammenballungen, die sich einzeln machen wollen, um für eine Sekunde in dem Bewußtsein zu erblühen: Ich bin. Und der Freund steht entzückt vor dieser Landschaft und fragt sich: »Wo ist hier denn ein Unterschied zwischen dem Bewegenden und Bewegten?« Und damit kehrt er sich wieder verwundert zur Erde um und denkt: »Wir befinden uns nicht ganz genau in der Mitte unsres eigenen Systems. Daran mag es liegen, daß wir die Ereignisse alle etwas schief und unbefriedigend sehen.« Da beginnt man plötzlich zu sprechen und hört erst auf, wenn alles erzählt ist.

Wenn es aber eine Frau ist, dann kann es nur um Mitternacht sein. Es ist sehr still im Hause, so still, als

wäre gar kein Haus um diesen Raum, in dem sich zwei Menschen befinden. Es ist nur das gleichmäßige Flüstern des Erzählenden zu hören. Alles Feste wird dadurch schwerelos, alle Grenzen werden aufgehoben. Er hebt seine Stimme nicht, wie es vielleicht die eine oder andere Stelle seines Berichtes verlangte. Er macht keine erklärenden Handbewegungen. Er sitzt auf dem Rande ihres Bettes. Sie sind beide nackt, aber achten nicht mehr darauf. Jede aufgeregte Fremdheit ist von ihnen gewichen. Zuerst, als sie merkte, daß sein Blick zwar auf sie gerichtet ist, aber daß er sie gar nicht sieht, erschrak sie. Warum erzählt er mir das, fragt sie sich. Vielleicht versteht sie nicht alles, weil er sich undeutlich ausdrückt. Vielleicht interessiert es sie auch nicht sehr; denn schließlich ist das, was er erzählt, nicht sehr kurzweilig. Dann aber fühlt sie, daß er ihr im Erzählen so nah ist wie nie, und gibt sich dem Glück des Zuhörens hin. Und als er einen Augenblick stockt, weil er sich eine Zigarette anzündet, sagt sie schnell: »Warum sprichst du nicht weiter?« Und dann spricht er weiter. Oder auch nicht, da es nicht mehr nötig ist.

Du – ich meine also dies Wesen damit – müßtest mich am besten fragen, wenn du etwas nicht verstehst. Ich weiß, daß ich von Dingen rede, die jetzt keine Geltung haben. Ich habe noch die Worte dafür, ich gehörte ja selber dazu, doch sie mögen nicht mehr ganz genau stimmen. Über vieles werde ich auch nicht reden; es ist mir verboten, da es zu gefährlich ist. Man kann es denken und man kann es erleben. Doch wenn man Worte darüber macht, wird alles Dasein unecht.

Ich ging also in die Stadt zurück. Ich ging durch die Vorstädte. Die Straßen waren so still wie es früher, als man das Leben noch in Gestern und Morgen einteilte, nur in den zwei oder drei Stunden vor Tagesanbruch war. Ja, noch stiller; denn ich kann mir nicht denken, daß der Atem von einigen hunderttausend Schläfern kein Geräusch gemacht haben sollte. Nur daß damals niemand wach blieb, um darauf zu lauschen. Viele sprachen doch auch im Schlaf.

Ich bemühte mich anfangs, laut auf das Straßenpflaster aufzutreten. Es war mir peinlich, so unbemerkt zu kommen und vielleicht jemand zu erschrecken. Meine einsamen Schritte hätten einen Widerhall an den leeren Hauswänden ergeben müssen. Aber das geschah nicht. Ich war das einzige Ohr, das mich hörte. Es ist nicht gut, das zu wissen. Man wird sehr leise davon.

Es muß um die Mittagszeit gewesen sein. Die Geschäfte waren geöffnet. Vor den Läden standen Körbe mit Lebensmitteln zum Verkauf, auch Karren, die gerade entladen werden sollten. Und an den Haustüren ein Eimer, ein Besen und andere Dinge, die nachts nicht da zu sein pflegten. Man war früher ziemlich ordentlich darin, um im Dunkeln nicht darüber zu stolpern oder nur aus Angst vor Dieben. Auch Kinderspielzeug lag umher. An einer Hauswand lehnte ein kleiner gelber Bär und neben ihm stand das Holzwägelchen, in dem man ihn dorthin gefahren hatte. Die Fenster standen überall offen, vor einigen hing Wäsche. Aber aus den Schornsteinen kam kein Rauch.

Da die Fenster offen standen, war es also Sommer.

Das fällt mir jetzt erst ein. Ich habe nicht auf alles geachtet, es war mir zu gleichgültig. Ich könnte zum Beispiel nicht sagen, ob es Blumen auf den Balkons gab. Warum eigentlich nicht? Doch ich habe sie nicht als Blumen empfunden. Auch die Bäume in den Straßen einer Stadt hat man früher nicht als Bäume geachtet, sondern nur als Schmuck oder als Schutz gegen Sonne und Regen.

Ich ging in verschiedene Häuser und stieg die Treppen hinauf. Ich erwartete wohl nichts Besonderes, tat es aber trotzdem. Im zweiten oder dritten Stockwerk kehrte ich wieder um. Nur ganz einfach deshalb, weil es nicht das Richtige war. Ich merkte es daran, daß es mir Mühe machte, weiter hinaufzusteigen. Nirgends roch es. Nicht nach Essen, nicht nach ungelüfteter Kleidung, nicht nach Keller. Es gab überhaupt keinen Geruch. Nur ich selbst roch nach Regen und nach mir.

Es war auch nicht dunkel in den Treppenhäusern oder dort, wo es hätte dunkel sein müssen. Es ist schwer, von den Farben zu sprechen. Ich erzähle auch nicht der Reihe nach. Es gab kein Dunkel und es gab kein Licht, es war nur hell. Eine langweilige Helligkeit, die überall hinkroch. Vielleicht war es dort, wo es hätte dunkel sein müssen, nur etwas weniger hell.

Früher, als es noch einen Mond gab, war es ähnlich. Man mußte sich das Mondlicht fünf- oder zehnmals verstärkt denken. Ich weiß nicht einmal, ob ich verstanden werde, wenn ich Mond sage. Das war etwas, das nichts Eigenes hatte. Um nicht verloren zu gehen, hing er sich schmeichelnd an andre Dinge, nahm ihnen Far-

be und Eigenheit wie ein Schwamm und tat dann so, als wäre er das alles selbst. So etwas ist schlimmer als ein Feind. Er betäubte alles mit kaltem blutsaugerischen Licht. Die Wesen merkten gar nicht, daß es ihr eigenes Licht war, das er ihnen gestohlen hatte. Sie verloren alle Wirklichkeit darüber.

Vielleicht tue ich dem Mond auch Unrecht. Es ist seltsam, die meisten Menschen fühlten sich im fahlen Widerschein ihres Wesens heimischer als in dem, was sie wirklich waren. Hatten sie Angst vor dem Licht, weil es ihr Dunkel offenbarte? Was aber zwang sie denn, ihr Dunkel zu verneinen? Ich frage mich das immer wieder, obwohl es jetzt keinen Sinn mehr haben mag, darüber nachzudenken. Es war ihre Krankheit.

Doch es gab auch Dinge, die ihre Farbe behalten und sogar an Leuchtkraft zugenommen hatten. Oder es schien mir so, weil es die einzigen Farben waren. Da lagen in den Körben vor einem Gemüsegeschäft sehr große Weißkohlköpfe und Rettiche oder andere blasse Wurzeln. Sie schienen sich sehr wohl zu fühlen und geradezu vor Behagen aufzuquellen, so breit machten sie sich. Ein wenig weiter war ein Schaufenster und die Straße davor wie erleuchtet. Das kam von großen gelben Käsen, die dort auslagen. Aber am schrecklichsten war es, an den Schlachtereien vorüber zu gehen; das bleiche Fleisch geschlachteter Tiere, die reihenweise im Laden hingen, schien das einzig Lebendige zu sein.

Es ist nicht nötig, von diesen ekelhaften Erscheinungen zu sprechen; man kann sie getrost vergessen. Ja, ich möchte lieber annehmen, daß ich mich getäuscht

habe; wie dürfte ich nach dem, was geschehen war und in der Lage, in der ich mich befand, behaupten, daß ich über die rechte Urteilskraft verfügte? Vielleicht dachte ich noch so, wie ich es von gestern her gewohnt war, und nicht so, wie es dem gegenwärtigen Zustand angemessen war. Doch später, in einer andern Gegend der Stadt, sah ich etwas, was ich nicht vergessen kann und nicht vergessen will. Und zwar im Schaufenster eines Juweliergeschäftes. Ich meine die Perlen. Denn Gold und geschliffene Steine, alles was nur im Lichte zu glänzen und glitzern vermag, war nicht zu sehen vor diesen Perlen. Ich glaube nicht zu irren, sie lebten und atmeten. Sie müssen einen ungeheuren Wert gehabt haben; doch ich verstand mich auch früher nicht darauf. Nur, daß sie mir jetzt auffielen und daß ich sie nicht vergessen möchte, ist wichtig. Milchige und graue Perlen. Doch damit ist nichts gesagt. Es war in ihrem Grau eine Erinnerung an alle Farben, die es nicht mehr gab. Welch eine zärtliche Zuflucht! Oder eine Ahnung aller Farben, wie sie einmal geboren werden sollen. Ich stand lange vor dem Geschäft, ich konnte mich kaum davon trennen. Ich stehe noch jetzt in Gedanken davor. Ich hätte einige von den Perlen mitnehmen sollen, um sie zu verschenken. Denn wenn es eine Frau ist, der ich dies erzähle – ich glaube jede Frau, morgen und immer, würde ihre Freude daran haben. Wer hätte es mir verbieten wollen, die Perlen einfach an mich zu nehmen? Es war ja alles mein. Doch ich habe nicht daran gedacht.

Ich betrat nur einen Brotladen. An der Tür war eine

Schelle. Ich wartete eine ganze Weile; man ist nun einmal so erzogen. Dann nahm ich eine Semmel vom Ladentisch und ging wieder hinaus. Die Schelle schrie und lärmte eine Zeitlang hinter mir her, sie war froh, von jemand gehört zu werden. Die Semmel war frisch, ich aß sie unterwegs. Nicht weil ich hungrig war. Gewiß werde ich auch Hunger gehabt haben, doch ich aß, um etwas zwischen den Zähnen zu haben und mich nicht zu verlieren.

Ich wußte genau: es war ganz unmöglich, daß mir jemand begegnen könnte. Nicht einmal ein Hund. Ich hatte auch keine Angst davor. Nur jetzt hinterher frage ich mich, was sich ereignet hätte, wenn mir doch jemand begegnet wäre. Gibt es denn einen Zweifel? Wenn es ein Mensch gewesen wäre, hätte ich ihn sofort erschlagen. Ich bin nicht sehr mutig und auch nicht sehr stark und gewandt. Ich bin Schlägereien immer feige ausgewichen und habe nie jemand getötet. Oder doch? Ich entsinne mich nun, daß ich dann und wann träumen mußte, es läge im Keller oder im Garten unter einem Busch verscharrt, nicht sehr tief – nein, nicht unter einem Busch, sondern unter einem Haufen vermoderter, glitschiger Bretter, die an einer Mauer aufgestapelt waren –, eine Leiche. Es quälte mich und ich lebte in dauernder Angst, daß man sie finden könnte. Einmal müssen sie es auch entdeckt haben; denn ich sollte hingerichtet werden. Es war am Stadtrand inmitten von Schrebergärten. Es waren mehrere gutgekleidete Herren anwesend. In nicht allzuweiter Ferne standen die Vorstadthäuser wie eine Mauer. Ich wies den Staatsan-

walt mit beschwörender Stimme auf das hin, was ich schon geleistet hätte. Was ich damit meinte, kann ich nicht sagen. Und auf das, was ich noch leisten würde. Welch eine lächerliche Szene! Welch ein erbärmlicher Mangel an Stolz! Ich sehe noch, wie er mit den Achseln zuckte, und wie mein Verteidiger mich anblickte und kaum merklich den Kopf schüttelte. Es ist nicht zu schildern, was ich bei dieser kleinen Bewegung empfand. Ach, daß man nicht genau sagen kann: Dies und das habe ich nicht getan. Denn vielleicht habe ich es doch getan und bin mir dessen nur nicht bewußt geworden. Plötzlich aber wird es offenbar, daß man gar nicht derjenige ist, der immer nach der Sitte aller lebte und sich bemühte, nicht anders zu handeln, als man es von ihm verlangte. Dann bricht das ganze Scheingebäude zusammen und man steht ohne einen Halt da. Doch das gehört nicht hierher. Wenn ich noch länger darüber rede, wird mir sogar der Name dieser Leiche auf die Lippen kommen. Das wäre entsetzlich.

Ich sprach davon, daß ich den, der mir begegnet wäre, sofort erschlagen hätte. Das ist doch selbstverständlich. Übrigens wäre es eine barmherzige Tat gewesen; niemand hätte diesen Zustand völliger Freiheit nur einen Augenblick ertragen können, ohne wahnsinnig zu werden. Kann ein Wahnsinniger noch Mensch genannt werden? Doch will ich damit nicht behaupten, daß ich aus Barmherzigkeit gehandelt hätte. Ja, sowie ich ihn bemerkt hätte, würde ich mich hinter einem Mauervorsprung versteckt haben und wäre dann über ihn hergefallen.

Wenn es ein Mensch gewesen wäre! Es hätte ja auch nur eine Sinnestäuschung von mir sein können, und ich mußte mich so schnell wie möglich davon überzeugen. Und er – ich meine wenn es ein Mensch gewesen wäre, dann konnte es nur so einer sein wie ich. Und dieser andre wäre vielleicht rascher und stärker gewesen. Jedenfalls würde er genau so versucht haben, mich sofort zu beseitigen. Wie es nun einmal war, durfte es keinen Zweiten geben. Das hätte bedeutet, daß es immer noch nicht zu Ende war, und jeder von uns hätte die Pflicht gehabt, dies Ende um jeden Preis herbeizuführen.

Unermeßlicher Jammer erfaßt einen. Hüten wir uns, daran zu denken. Seit ich von mir weiß, habe ich diesen anderen gesucht. Und er mich. Um mit ihm zu sprechen, wie ich jetzt spreche. Um einander Namen zu geben, in denen sich aller Zwiespalt der Welt für ewig vergessen konnte. Wo war er? Denn er war da. Sein Bild war doch in mir, also mußte sein Wesen irgendwo außer mir sein. Und ich nannte schon oft seinen Namen. Und ich hörte schon manchmal den Namen, den er mir gab. Gingen wir aneinander vorbei? Waren wir blind und verhärtet von den Nichtigkeiten der Tage, die uns hassend umgaben? – Und nun würden wir uns mit diesen Händen, die einander Gutes tun wollten, erwürgt haben, weil es zu spät war.

Hüten wir uns davon zu reden. Ich habe es auch nur getan, weil ich keinen Namen mehr habe, der etwas über mich aussagt, und nichts mir einen Namen gibt, der mich etwas vorzustellen zwingt. Du aber sollst wissen, was ich bin.

Doch ich traf diesen anderen garnicht. Ich war ganz allein und ging durch die große, leere Stadt. Wie lange wohl und was mir die Kraft dazu gab, weiß ich nicht. Ich glaube nicht, daß ich es ein zweites Mal könnte. Sagte ich nicht schon: Es gibt Dinge, die sich leichter tun lassen als denken. So kam ich in die Stadtmitte und auf große Plätze, die von riesigen Gebäuden umgeben waren. Von denen aus hatte man früher das Land regiert. Man kann daran vorbeigehn und es vergessen; es ist nichts Wirkliches darin zu finden, es sei denn die ängstliche Mühe, die man sich von jeher gab, alles Wirkliche durch Gesetze zu bannen. Sie sagen nicht: Wenn du Kummer hast, komm zu mir! Sie sagen: Du hast keinen Kummer zu haben! Von stolzen Altanen verkündete man dem Volke, was es hören wollte: Daß alles in Ordnung wäre. Und daneben stand ein Theater, wo sich die Menschen ihr Schicksal so wirklich vorspielen ließen, wie sie es niemals zu leben wagten. Das ist alles sehr seltsam.

Schließlich betrat ich ein Haus. Es war ein nicht sehr großes Einzelhaus, das in einem Garten stand. Ich ging hinein, weil es mir gerade im Wege lag. Oder weil die Gartenpforte und die Haustür offen standen. Oder auch nur, weil ich des Umherlaufens überdrüssig war und es Zeit wurde, Schluß zu machen. Man muß nicht mehr dahinter suchen. Natürlich, jetzt hinterher sieht es so aus, als wäre gerade dies Haus mein Ziel gewesen und hätte mich erwartet. Aber das ist nicht wahr. Ich hatte kein Ziel. Ich hätte ebensogut in eines der andern tausend Häuser gehen können; es war ja alles